

den Text einerseits antiquiert erscheinen, ist aber andererseits auch Teil der grundlegenden methodischen Schwächen.

Ob die zum Ende gelieferten »Strukturanalogien« den absurden Aufwand der Empirie rechtfertigen, wäre zu fragen. Ob sie sich überhaupt plausibel oder gar notwendig aus der Empirie herleiten lassen, lässt sich nicht entscheiden. Wenn es allerdings heißt: »Der Aufstand der Niederlande und die Rebellion der Böhmen [...] waren im Vorfeld und zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges strukturanalog zu dem, was inzwischen als ›Arabischer Frühling‹ bezeichnet wird« – kann das ernst gemeint sein?

Lohnt sich die Lektüre beider Bücher, wenn man doch die forschungsleitenden Hintergrundannahmen nicht teilt und auch der Optimierung der Vergangenheit zum Zwecke der Anfertigung politisch nutzbarer »Handreichungen« eher zurückhaltend gegenübersteht? Sind sie an aktuelle Debatten anschlussfähig, diskutabel? Möglicherweise lässt sich zunächst das Irritationspotenzial sehen und darüber nachdenken, warum die traditionellen historischen Denkschablonen nach wie vor Anklang finden, Mythen nicht hinterfragt werden und dagegen neuere historische Forschungen, die auf interdisziplinäre Theorietransfers bauen, die die Ordnungsleistung von Großkonzepten in Zweifel ziehen, die die Erkenntnisgegenstände flexibel halten und aus essenzialisierenden, dualistischen und linearen Erkenntnismodi ausscheiden, in der gegenwärtigen Historiografie zum Dreißigjährigen keine Rolle spielen. Johannes Burkhardt ist auf jeden Fall zuzustimmen, dass der Dreißigjährige Krieg eine »einzigartige Erkenntnischance« bietet. Ob die Erkenntnischance darin liegt, *den* Dreißigjährigen Krieg als Ganzes einem Allerklärungsversuch zu unterziehen und die so gewonnene Geschichte für eigene gegenwartsdiagnos-

tische Bedürfnisse zu präparieren, mag bezweifelt werden. Geboten ist vielmehr eine kritische und radikale Neubefragung des Wissens zum Dreißigjährigen Krieg mithilfe von Fragestellungen und analytischen Zugängen, die die Alterität der Geschichte sichtbar machen, und die es ermöglichen, historisch perspektivierte Gegenstände in ihrer Kontextbedeutung unideologisch zu diskutieren.

Silke Törpsch (Berlin)

Animal Biography

André Krebber/Mieke Roscher (Hg.), *Animal Biography. Re-framing Animal Lives (Palgrave Studies in Animals and Literature)*, Cham (Palgrave) 2018, 266 S., 12 Abb., 103,99 €

Der Titel des Buchs mag eindeutig klingen, aber das Titelbild weist bereits darauf hin, dass produktive Irritationen zu erwarten sind: Ein dunkles Wesen blickt uns vom Einband an. Sind diese Löcher wirklich Augen? Ist die Öffnung darüber ein Maul, eine Nase, sind es Kiemen? Ist es unter Wasser, steht es auf dem Kopf? Auf alle Fälle scheint es lebendig. Die aufkeimende Frage »Was ist das eigentlich?« könnte nach der Lektüre der Buchbeiträge durchaus anders klingen, nämlich: »Wer ist das?« Aus einem schemenhaften Objekt wird mit neuen Herangehensweisen und Methoden ein Subjekt mit Individualität und Geschichte. Es ist ein sprechendes Motiv für diesen Sammelband mit Beiträgen von zwölf Autorinnen und Autoren, die sich mit der Frage auseinandersetzen, ob und wie es möglich ist, die Lebensgeschichten und die historischen Umfeldler von Tieren nachzuvollziehen und erzählbar zu machen.

Die *Human-Animal Studies* haben sich in den letzten Jahren als interdisziplinäres

Forschungsfeld etabliert und das Potenzial des Themenfelds der Mensch-Tier-Beziehungen für die Geschichtsschreibung offengelegt. Verkaufsschlager wie das Buch der britischen Historikerin und Falknerin Helen Macdonald über das Verhältnis zu dem von ihr dressierten Raubvogel – *H wie Habicht* – weisen darauf hin, welch großes Interesse aktuell an der Auseinandersetzung zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Tieren besteht. McDonalds Erfolg beruhte nicht zuletzt darauf, dass sie die Biografie des Vogels mit ihrer eigenen Lebensgeschichte und der eines früheren Falkners und Autoren verwob – und so ein dichtes Bild der Mensch-Vogel-Beziehungen, ihrer Geschichte, aber auch der Grenzen und Missverständnisse zeichnete.

In dem Sammelband *Animal Biography* von Mieke Roscher und André Kriebler geht es allerdings nicht ausschließlich darum, die Lebensgeschichten einzelner Tiere nachzuzeichnen, sondern vor allem darum, auszuloten, wie Tiere mit der Konstruktion ihrer Biografien als Individuen, aber auch als Kollektiv sichtbar gemacht werden – mit Hilfe historischer Quellen, Erfahrungen und Beobachtungen und der Tierkörper selbst. Die Herausgeberin und der Herausgeber zählen in ihrer klugen Einleitung auch gleich die allgemeinen Fallstricke des biografischen Schreibens auf: die lange Tradition männlicher Heroenerzählungen, die Übergriffigkeit auf die Erzählung derer, die sich selbst nicht mehr äußern können oder das Übergewicht des beschriebenen Individuums gegenüber denen, die in dessen Schatten stehen. Um diese Untiefen zu vermeiden, muss sich die Biografik ihrer Mittlerfunktion stets bewusst sein. Eine zentrale Herausforderung der Tiergeschichte war und ist es, Tiere als wirk- und eigenmächtig handelnde Subjekte zu verstehen – und sie nicht (anthropomorph) zu vereinnahmen. Diese Heraus-

forderung der Biografik ist gewissermaßen epistemologisch universell – gerade deswegen ist das Genre für die Praxis der Tiergeschichtsschreibung so spannend.

Auch in diesem Band spiegelt sich die grundlegende Herausforderung der Tiergeschichte wider, die zugleich an das disziplinäre Grundverständnis der Geschichtswissenschaft rührt: Wie schreibt man die Geschichte von Akteuren, über die meist wenig Quellen und in aller Regel keine Selbstzeugnisse zur Verfügung stehen? Wieviel Empathie ist nötig, wie sind die Regeln der Hermeneutik konstruktiv anzuwenden, um Stimmen wieder hörbar zu machen, die wir Menschen nicht einmal richtig verstehen? Wie können an Tiergeschichte interessierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Biografien von tierlichen Subjekten verfassen, ohne übergriffig zu werden? Was genau ist die Rolle der Biografin?

Die Beiträge bieten eine bemerkenswerte Bandbreite historischer und kulturwissenschaftlicher Konzepte und Methoden. Die Schnittmenge der ersten Aufsätze ist der Zugriff auf die tierliche Biografie über Erzählungen und Berichte ihrer menschlichen Beobachter. Matthew Chrulow untersucht, wie stark die Beobachtungen von Tieren und deren spezifische Geschichte die eigenen Biografien von Zoologen beeinflusste und zu welchen Wechselwirkungen es durch die intensiven Begegnungen kam. Hilda Kean beschreibt, wie sie in einem Archiv nach Tieren suchte und einen Mann fand, der in einem Tagebuch den Alltag mit seinem Reitpferd im Zweiten Weltkrieg nachvollziehbar macht. Ihr Beitrag zeigt, was es bedeutet, als Historikerin das Tier in den Quellen »mitzulesen« und aus den Darstellungen des Besitzers die Lebenswirklichkeit eines einzelnen Pferdes in Zeiten von Bombardierungen, Rationierungen und Kriegslärm zu rekonstruieren.

In einem weiteren Abschnitt wird untersucht, wie individuelle Tierbiografien als Einstieg für die Analyse allgemeiner sozio-kultureller Entwicklungen dienen können. Aaron Skabelunds Beitrag leuchtet das historische Umfeld aus, vor dem sich die Lebensgeschichte des japanischen Hundes Hachiko (1923–1935) entfaltet. Dass dessen Biografie verhältnismäßig einfach nachzuspüren ist, liegt nicht zuletzt an seiner ungeheuren Popularität: Nachdem sein Besitzer verstorben war, erschien der Hund noch jahrelang verlässlich an der Bahnstation und schien auf dessen Rückkehr zu warten. Skabelund untersucht – ausgehend von der Symbolik der unverbrüchlichen Treue, die Hachiko repräsentiert – die zeitgenössischen Diskurse über Rasse und Herkunft, nähert sich aber ebenso der physischen Realität des Hundes an, nicht zuletzt durch die Einbeziehung der sterblichen Überreste des Tieres, die bis heute als Taxidermie existieren.

Die Beiträge, deren Themen von der Frage Markus Krzokas nach Möglichkeiten und Grenzen einer kollektiven Biografie von Wisenten über fiktive Tierbiografien in Literatur und Film bis zu den Potenzialen virtueller autobiografischer Tierdarstellungen in sozialen Medien (Margo DeMello) reichen, bilden ab, dass die Frage nach Lebensgeschichten von Tieren stets mit einer methoden- und selbstkritischen Reflexion einhergeht. Der Biografik wohnt generell das prozesuale Element der Spurensicherung inne. In der Tierbiographik ergibt sich darüber hinaus die Herausforderung, nicht nur Quellen zu finden, anhand derer man die Lebensgeschichten überhaupt beschreiben und belegen kann, sondern auch der Andersartigkeit und Individualität einzelner Tiere Tribut zu zollen. Kann man ihrer Subjektivität gerecht werden? Einige AutorInnen demonstrieren, wie das funktionieren könnte. Anhand der gut

dokumentierten und von Gewalterfahrungen geprägten Lebensgeschichte der Zirkuselefantin Topsy, die, nachdem sie mehrere gewalttätige Wärter getötet hat, 1903 mit Strom exekutiert wurde, stellt Kim Stallwood mit Entschiedenheit fest, dass ihre Biografie schon allein deshalb erzählenswert ist, weil »Topsy's life mattered to herself.« Um dieses Selbsterkennen angemessen erzählen zu können, bedarf es nicht nur der Quellen, sondern auch der Erkenntnisse jüngerer biologischer und ethologischer Forschungen über die Gefühlswelten dieser Säugetiere. Gleichzeitig wirft Topsis Geschichte Licht auf die Lebensläufe von anderen gezielt getöteten Zirkuselefanten. Radhika Subramaniam's Schreiben über den Elefanten, den Karl der Große als Geschenk des Kalifen von Bagdad erhalten haben soll, versucht mit einer mäandernden, zwischen spekulativem Denken und Faktensichtungen angesiedelten Suchbewegung, dem Tier jenseits des bloßen Namens und Symbolgehaltes näherzukommen. Sie findet ein treffendes Bild für die Andersartigkeit, die die Geisteswissenschaften bei dem Schreiben über Tiere gewahr werden: Elefanten verständigen sich über Infraschall – der für Menschen nicht hörbar ist. Die Autorin empfiehlt gerade in Anerkennung dieser Andersartigkeit: genau hin- und zuzuhören.

Die Autorinnen und Autoren des Sammelbands geben keineswegs vor, Tierbiografien zu verfassen, die die Sicht der Tiere auf sich und ihre Lebensgeschichte schildern würden. Vielmehr zeigen die Beiträge, dass Biografien verfasst werden können, ohne dass deren AutorInnen die individuellen Gedanken ihrer Objekte lesen und verstehen müssen. Tierbiografik ist sich der Externalität ihres Vorhabens bewusst. Eine spannende Erweiterung könnte allerdings sein, künftig auch Zugriffe mit einem stärker naturwissen-

schaftlichen Fokus in den Kontext der Biografik zu stellen. In der Tierökologie werden inzwischen individuelle Entwicklungen oft über die ganze Lebensdauer beobachtet und dokumentiert. Dem Anspruch der Herausgebenden, zu demonstrieren, dass Geschichtswissenschaftlerinnen und Geschichtswissenschaftler Handwerk, Methode und interdisziplinäre Kompetenz genug besitzen, um die Individualität der historischen Tierakteure zu erkennen, werden die Beiträge gerecht. Das individuelle Wesen, so viel ist nach der Lektüre deutlich, ist eben mehr als nur das allgemeine, anonyme Tier und amorphe Gegenüber des Menschen. Das Buch ist ein guter Einstieg in ein neues Forschungsfeld, das die historische Dimension der existentiellen Krise der modernen Tier-Mensch-Verhältnisse fassbar und konkret macht.

Anna-Katharina Wöbse (Gießen)

Schriftlose Vergangenheiten

Lisa Regazzoni (Hg.), Schriftlose Vergangenheiten. Geschichtsschreibung an ihrer Grenze – von der frühen Neuzeit bis in die Gegenwart, Berlin/Boston (de Gruyter) 2019, 346 S., 69,95 €

Dinge fordern die Geschichtswissenschaft nicht erst seit dem aktuellen *Material Turn* heraus. Der vorliegende multidisziplinäre Sammelband beschreibt in vierzehn Beiträgen, wie Geschichtsschreibung vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart mit Schriftlosigkeit umgeht. Dabei wird deutlich, welche historiographischen Herausforderungen an der »Grenze der geschichtlichen Rekonstruierbarkeit« bestehen. Einen Dreh- und Angelpunkt für das Thema bildet das 19. Jahrhundert, in dem sich die Geschichtswissenschaft als akademische

Disziplin etablierte und auf schriftliche Quellen zur europäischen Geschichte konzentrierte. Nicht-schriftliche Vergangenheiten – der Band fasst hierunter sowohl die Geschichte(n) menschlicher Gemeinschaften ohne Schrift als auch nicht aufgezeichnete oder durch Zerstörung schriftlicher Quellen verlorene Geschichte – und dingliche Überreste wurden einerseits antiquarisch interessierten Laien, andererseits eigenen Fächern überlassen. Obwohl man dies, so Regazzoni, geschichtsphilosophisch begründen kann, war diese Selbstbeschränkung keineswegs zwingend. Seit Droysen und Lamprecht würden die Einsicht in die Gemachtheit von Quellen und die Konfrontation mit »hybride[n] Korpora« immer wieder alternative Themen und Darstellungsformen anregen.

Die Gliederung des Bandes unterscheidet »historiographische«, »wissenschaftshistorische« und »praktische Perspektiven«. Die ersten beiden Sektionen behandeln den Umgang mit dem Problem der Schriftlosigkeit aus der Perspektive von Beobachtern zweiter Ordnung. Im dritten Abschnitt kommen Menschen zu Wort, die sich diesem Problem in aktuellen Projekten direkt stellen.

Die erste Sektion vereint historiographische Bearbeitungen schriftloser Vergangenheiten von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart. Antonella Romano zeigt, dass insbesondere jesuitische Missionare des 16. Jahrhunderts für Südamerika durchaus alternative Aufzeichnungsformen wie die geknoteten Stränge der Quipus berücksichtigten und nicht zwangsläufig die von Michel de Certeau kritisierte »Gewalt des »erobernden Schreibens« ausübten. Lisa Regazzoni untersucht, wie die napoleonische *Académie celtique* (1804–1812) aus archäologischen Artefakten, Sprache, Sitten und Bräuchen, Gebrauchsgegenständen, sogar aus den Menschen selbst,